



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einer Blüthe seines Handels und seiner Industrie. Denkt an die Niederländer, an Belgien, an Frankreich, an Nordamerika. Wo die Willkür herrscht, wo die Valuten nicht sicher sind vor abenteuerlichen Operationen der Regierung, das Eigenthum gefährdet wird durch politische Zuckungen, und das Selbstgefühl der Einzelnen gebrochen wird durch einen meinetwegen aufgeklärten Despotismus, da vermag auch die beste Zollgesetzgebung nur Einzelne reich zu machen, nicht aber in der Masse des Volkes Wohlstand und Gesittung zu verbreiten.

Und deshalb betonen wir, wie auch Ihr gethan habt, bei den Worten: „Wir wünschen dereinst einen Zollanschluß an Oestreich,“ vor Allem das Wort, dereinst.

W o c h e n s c h a u .

Der (preussische) Kriegsminister in der letzten Krisis. Vom einem preussischen Patrioten. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1851. — Das vernichtende Urtheil eines preussischen Militärs über die Thätigkeit des Kriegsministers in der verhängnißvollen Zeit der militärischen Operationen, welche im vorigen Herbst zu erleben unser Schicksal war. Kopflosigkeit, Lauigkeit, Mangel an Dispositionskraft werden an den einzelnen Maassregeln des Kriegsministeriums bei Aufstellung des Gröben'schen Corps in Hessen, so wie bei Mobilisirung der gesammten Armee schlagend nachgewiesen, und der Eindruck, den die kleine Brochure macht, ist um so größer, da man die Trauer eines tüchtigen Militärs und die warme Vaterlandsliebe aus jeder Seite herauserkent. Freilich ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß bei einer so verhängnißvollen Behandlung der Politik alle einzelnen Branchen der Administration ihren Theil von der Confusion abbekommen würden, welche in den regierenden Kreisen Berlins am Ausgange des vorigen Jahres geherrscht hat. Aber daß gerade das Kriegsministerium einen so wesentlichen Antheil daran hatte, ist für einen Preußen doch sehr bitter und schmerzlich. Die in der Brochure dem Kriegsminister gemachten Vorwürfe ließen sich durch specielle Beobachtungen in den einzelnen Kreisen der militärischen Thätigkeit wahrscheinlich bedeutend vermehren. Man könnte z. B. fragen, wie stand es in jener Zeit, da das Volk täglich eine Kriegserklärung von oder an Oestreich erwarten mußte, mit der Armirung der preussischen Festungen an der östreichischen Grenze; wie war der Bertheidigungszustand von Meisse, von Glatz? — Aber es nützt wenig, gegenwärtig Wunden bloßzulegen, welche wir zu heilen nicht stark genug sind. — Und hat unsere Opposition in Preußen keine Kraft, diese Heilung zu versuchen? Die vorliegende Schrift ist eine offene und wohlbegründete Anklage, sollte es keine Gelegenheit geben, sie zur Rettung Preußens auf gesetzlichem Wege zu benutzen?

Die Conferenzloge im Theater zu Dresden. Deutschland wird, wenn man gewissen Mittheilungen glauben darf, in Dresden täglich einiger und ganzer; die Zukunft seiner Größe wird in den Commissions- und Plenarversammlungen des Brühl'schen Palais immer fester fundirt und doch ist dem über die vierunddreißigländrige Geschichte der letzten Jahre trauernden Patrioten diese neue Einheit und zukünftige Größe noch immer ein tiefes Geheimniß, an dessen durchsichtigsten Stellen sich nur trübe Ahnungen einnisten können. Die königliche Conferenzloge des Theaters bietet dem Dresdner dafür eine gewisse dürftige Entschädigung; denn sie rückt mindestens die Neußerlichkeiten der Conferenz dem Auge etwas näher und führt allwöchentlich mehrere Male die Männer der neuen Paulskirche dem Publicum in Gasbeleuchtung und Sonntagshabit vor.

Die Conferenzloge ist jetzt fast täglich zahlreich gefüllt gewesen; allein nicht der Besetzung derselben von gestern und heute hat sich das öffentliche Interesse zugewendet. Man muß es als eine Höflichkeit betrachten, daß die Operngucker in einer der beiden königlichen Seitenlogen noch immer ebenso theilnahmvoll und ausdauernd nach den Conferenzgästen gerichtet zu sein pflegen, wie dies vor etwa vier Wochen erklärlicher der Fall war. Denn was wir an Gästen noch beherbergen, gehört meist zu den *diis minorum gentium*, und wenn diese Herren, größtentheils von gutmüthigem, verständigem Aussehen und mit wenig auffälliger Haltung, sich des Abends in der glänzenden Paradeloge zusammenschichten, so übersteht man sie, weil sich nirgend eine Veranlassung findet, sich näher um sie zu bekümmern. Da macht höchstens Herr v. Baumbach, Hessen-Kassel, eine Ausnahme. Selbst wenn er sich im Hintergrunde der Loge ein anspruchloses Plätzchen ausgesucht haben sollte, fesselt er uns auf einen Augenblick mit seinem langsam herumschweifenden Auge. Er schaut wohl manchmal drein, als ob's ihm selbst mitten unter seinen Restaurationscollegen nicht recht geheuer wäre, als ob er fürchte, daß einer jener Widerspenstigen in Schlafrock und Pantoffeln sich plötzlich mit beamtenrevolutionärer Rücksichtslosigkeit in seiner Nähe placiren werde. Der Selbstbeschauung scheint er auch im Theater nicht ganz abhold zu sein; vielleicht sind es Erinnerungen an die Heimath, an die Siege der Bundestruppen und des Bundesrechts, die ihn auch hier heimsuchen.

Am leichtesten sind aus der diplomatischen Götterschaar die vier erlaubten Republikaner herauszufinden, weil man am wenigsten auf die Idee kommt, sie für Republikaner zu halten. Sie sind ein charakteristisches Moment in dem Kreise der monarchischen Restaurationsmänner und haben dem Kladderadatsch das Vergnügen gemacht, die Republik Lübeck bei den Conferenzen durch einen Brehmer vertreten zu lassen. Gegen die anspruchslose Beweglichkeit vieler ihrer Collegen setzen sie eine gewisse gewichtige Würde ein, die bei dem einen unter ihnen kurzweg Steifheit genannt werden mag. Im Publicum stellt man diese Haltung nicht ungern, aber allerdings mit Unrecht, der Bruchtheilstimme gegenüber, die ihnen bei den Berathungen zusteht.

Wenn ich von den Kleinen zu den Großen übergehe, so komme ich zunächst mit der Rangordnung der Letzteren in Berlegenheit. Obwohl bei der friedfertigen Natur des Herrn von Manteuffel nicht zu erwarten steht, daß er eine Bevorzugung des Fürsten Schwarzenberg übel vermerken werde, so will ich doch zur Umgehung der brennenden Frage über den Vorsitz die österreichischen Friedensgeranten mir bis zum Schluß aufsparen und den Vorsitz der persönlichen Liebenswürdigkeit dessen erteilen, welcher den

diplomatischen Gästen gegenüber die Dresdner Gastfreundschaft zu vertreten hat. Herr von Beust ist ein vortrefflicher Wirth und macht der sächsischen Gastfreundschaft sicherlich Ehre. Bekanntlich steht er den politischen Sympathien unserer Partei am fernsten und rechnet sich dies vielleicht zum nicht geringen Verdienst an; allein hierdurch soll nicht die Anerkennung anderer Vorzüge gehindert werden, die wohlthuernde Schlüsse auf seinen Privatcharakter gestatten. Jene feine und einnehmende Freundlichkeit, mit der Herr von Beust seine Gäste zu empfangen pflegt, wird von dem Dresdner, der sich dadurch selbst geschmeichelt fühlt, nicht ohne Wohlgefallen besprochen, und der Satz, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelte, hat sich falsch gezeigt, so oft nur unser Staatsminister des Auswärtigen in der Conferenzloge erschien. Ich würde eine glückliche, aber doch immer äußerliche und untergeordnete Eigenschaft gar nicht so scharf betonen, wenn ich nicht zufällig aus Erfahrung wüßte, daß in der That ein wackeres und menschenfreundliches Herz ihre Grundlage bildete. So mancher gewinnende Zug aus dem Privatleben des Herrn von Beust ist in die Gespräche des Publicums übergegangen. Die Unglücklichen, die Bittsteller, sind es zumeist, die von seiner Liebenswürdigkeit reichlich erzählen. Wenn es für den Augenblick unmöglich erscheint, auf vorgetragene Bitten mit einiger Bestimmtheit freundliche Zusicherungen zu geben, sich später aber eine Hoffnung zu Erfüllung derselben zeigt, so kommt es dem Vorstande des auswärtigen Ministeriums nicht auf einen Weg in die Wohnung des Bittstellers an, wenn es gilt, ein geängstetes Vater- oder Mutterherz durch ein Trostwort von bangen Zweifeln zu erlösen. Dies mag den persönlichen Charakter eines Mannes achten lehren, dessen politische Doctrin wir angreifen.

Herr von der Pfordten hat das Bewußtsein und die Ueberzeugung, wie sonst Keiner, daß er zu den „Großen“ gehöre. Aber er gehört für das gute Dresden auch zu den Populärsten. Nicht wegen seiner projectirten Vertretung des Volkes beim Bundestag, denn man sah ihn wenig bekümmert über die Hoffnungslosigkeit dieses Projectes, nein — ich rede von der Herablassung, mit der er zu den Gewohnheiten seiner frühern Dresdner Zeit zurückging, von der Ungenirtheit, mit der er seine alten Kunstsympathien vor dem Publicum bekannte, von der Offenheit, mit der er vermied, eine diplomatische Haltung zu affectiren, überhaupt von all den kleinen Zügen, welche gefallen und populär machen, ohne daß sie im Grunde etwas Rechtes bedeuten. Herr v. d. Pfordten war zu Weihnachten des Jahres 1850 sorgfältiger, zierlicher, höflicher frisiert, als vor circa 2 Jahren bei Blum's Leichenseier, aber er lachte noch ebenso harmlos über die Räder'schen Poffen, während sein Nachbar, Fürst Schwarzenberg, es vorzog, keine Miene zu ziehen, wie er damals harmlos bei den Rachereden der Demokraten getrauert hatte. Der Leipziger Professorenbart war einem modern französischen Schnitte zum Opfer gefallen, aber die Begeisterung des bayerischen Premiers für die Stimme Tichatschek's zeigte sich in der Vorstellung der „weißen Dame“ noch ebenso warm, wie vor zwei Jahren. Kurz: in allem Unwesentlichen war es ganz der alte Pfordten, den wir wiedersehen; wie's aber mit dem Wesentlichen bei ihm steht, ist von den Grenzboten jüngst gezeichnet worden.

Baron v. Manteuffel ist am haushälterischsten mit seiner Person umgegangen; er hat sein Friedensgeschäft dem Publicum kaum eine halbe Stunde zugewendet. Dresdner Friedensfreunde, denen eine silberne Bürgerkrone zu kostspielig schien, sollen eine Ovation für eine Vorstellung des Coriolan vorbereitet gehabt haben, allein dieselbe unterblieb,

da sie nicht an den Mann zu bringen war. Gewiß ist, daß man den Berliner Politiker — „oft hielt ich Streichen Stand, und floh vor Worten“, läßt Shakespeare den Coriolan sagen — sich viel leichter mit dem berühmten Weißbierglase in der Hand vorstellen kann, als mit der Leipziger Bürgerkrone auf dem Haupte. An das erstere mögen sich wohl auch freundlichere Erinnerungen knüpfen, als an den unheimlichen Frieden von Ollmüg! Fürst Schwarzenberg, zwischen seinem Berliner und seinem Münchner Verbündeten sitzend, überschattete durch die ruhige und kalte Würde seiner Siegesfreude Beide und zwang durch sein Spiel dem Publicum die Aufmerksamkeit ab, die es gerade ihm zu versagen am ersten geneigt war. Fürst Schwarzenberg hat in seiner ganzen Haltung etwas, was sehr lebhaft an den österreichischen Stoc erinnert, aber wahrlich nicht diese forcirte Steifheit ist's, wodurch er imponirt. Es ist vielmehr eine überall zum Durchschein kommende Selbstbeherrschung, die über jeden Blick, jeden Gesichtszug, jede Geste sorgfältig wacht, es ist im Umgange jene angeborne Vornehmheit, welche weder durch die moderne Tournure des Emporkömmlings, noch durch die Formenstrenge erreicht werden kann, es ist endlich das Bewußtsein, eine dankbare Rolle zu spielen, was dem Fürsten das Imponirende verleiht. Seine Höflichkeit hat immer etwas Herablassendes, er ist seinem Neusseren nach ein vortreffliches Exemplar der alten Diplomatsenschule, die jetzt so glänzende Aussicht hat, wieder ans Ruder zu kommen. Fürst Schwarzenberg hörte die häufigen Aureden v. d. Pfordtens mit einem Gesichte an, das zwar Aufmerksamkeit, nie aber einen Eindruck verrieth, und erst wenn die Reihe des Antwortens an ihn kam, wandte er den Kopf etwas nach links, um ruhig, langsam und kurz seine Erwiederung zu geben. Von der Bühne nahm er keine Notiz, er hörte und sprach nach links und rechts und ließ sich in dieser Gleichgiltigkeit selbst durch die lauten Beifallsäußerungen des Publicums nicht stören; er war in der Conferenzloge die Hauptperson, wie im Brühl'schen Palais. — Wir aber haben hier wie dort das Zusehen.

Von der Tsar. Jahrbuch des Vereins für deutsche Dichtkunst für das Jahr 1851. Mit Stahlstichen. München, Chr. Kaiser. — Es ist ein lange anerkannter Nachtheil unseres poetischen Wesens, daß es sich in landschaftliche Gruppen zersplittert. Ein allgemeiner, organischer Fortschritt unserer Poesie, namentlich unserer Bühne, und jene Idealität der Form, die von einem festen, allgemein anerkannten Gesetz unzertrennlich ist, werden dadurch, wenn nicht unmöglich, doch sehr erschwert. Unternehmen, wie das vorliegende, haben daher ihren Werth; sie vermitteln die eine Landschaft mit der andern. Wir Norddeutschen haben dadurch Gelegenheit, uns ein Bild von der bairischen Poesie in allen Formen zu machen. Wir haben außer einer ziemlichen Zahl lyrischer Gedichte — von Dorsch, Reinhold, Mittermayr, Becker, Ille, Heiber, Neumann, Reder, Wohlmutth und Schultes — Liedern, die sich von aller Politik fern halten, und die durchaus das Gepräge eines gutmüthigen Charakters an sich tragen, eine kleine sociale Novelle von Kaulbach, eine Pfälzer Dorfgeschichte von Becker, ein Künstlerdrama von Schmid in der Weise des Correggio von Dehlenschläger, ja sogar eine dramatisirte Hermannsschlacht von Heiler, was in Anbetracht der schlechten Zustände unseres Vaterlandes immer von einem aner kennenswerthen Patriotismus zeugt. Anspruchslos, wie die Sammlung auftritt, ist sie ein angenehmer Beleg, daß auch an der Tsar liebende und gefühlvolle Herzen zu finden sind.

Lloydtendenzen. Aus Wien. Schmerlings Dimission, combinirt mit den Kreuzzeitungsplagiaten des Lloyd, welcher die abenteuerlichsten Aenderungen der octroyirten Verfassung in suffisanter Sprache bevortwortet, ist allerdings geeignet, unser Zukunftsbangen zu steigern, stoisch beurtheilt aber scheint mir die Sache von vorzugsweise geringer Bedeutung. Braucht es etwa einer Ministerdimission, um uns zu beweisen, daß man die Verfassung vom 4. März in hoher Region nicht wolle? Daß man überhaupt gar keine Verfassung wolle, ist uns seit lange klar genug geworden, daher die Kaltbesonnenen, dem Jahrhunderte Vertrauenden sich in dem Wunsche vereinen, man möge endlich in höchster Region den Muth finden, klar und deutlich auszusprechen, man wolle weit hinter den März zurück, und für Oestreich passe kein anderes Regime, als das des despotisme éclairé. Wir sind des Ganges und Bangens müde und der kleinen Calambourgs, mit welchen das Ministerium uns füttert, es widern uns die floppfechterischen Discussionen an, welche uns Lloyd und Reichszeitung über die Verfassungsfrage zum Besten geben.

Man erkläre sich klar, man gehe in Gottes Namen zurück, zurück bis zu dem westphälischen Frieden, wenn man Lust hat, uns wird das willkommener sein, als das heutige Hermaphroditenthum. Dann wird es klar werden zwischen uns und ihnen, die Leute halber Gesinnung alle werden sich entscheiden müssen, der erfahrene Schiffer wird mit Befriedigung auf die völlige Ebbe blicken und die Fluth ruhig erwarten.

Daß die Verfassungsvorschläge des Lloyd überhaupt Sensation machen, daß sie Beunruhigung erzeugen konnten, beweist höchstens in recht melancholischer Weise, daß ein gewisses instinctmäßiges, gläubiges Vertrauen noch immer in den Gemüthern wurzelt, ich beklage diese naiven Gemüther, mögen sie das läppische Glauben und Vertrauen herzhaft abstreifen, sich männlich in das Unvermeidliche ergeben und die Ueberzeugung fassen, der Mummenscherz habe ein Ende. Der Lloydartikel bedurfte es nicht, um diese Ueberzeugung zu fassen, Babarey's ungestraft gebliebenes Büchlein reichte an und für sich aus.

Auch die Herren des Lloyd mögen auf ihrer Hut sein, auch ihre Wünsche machen Fiasco, denn sie vertragen sich nicht mit dem, was kommen wird und muß als nächstes Provisorium. Man irrt sich gewaltig, wenn man die Wünsche des Lloyd mit den Tendenzen der Regierung identifizirt. Hinter dem Lloyd steht die Hobaristokratie, die ihn mit bedeutenden Fonds gegründet hat, um die Revolution für sich auszubeuten, um die verblichene Macht der früheren ständischen Verfassungen der Einzelprovinzen zu restauriren und in einen Brennpunkt, die Pairie, zu vereinigen, daher der insipid scheinende Vorschlag, die Wählbarkeit für das Unterhaus vom Domicil im Wahlbezirk abhängig zu machen. Der Pairskammer gehören dann die Chefs de famille an, in das Unterhaus lasse man die jüngeren Söhne wählen, von den Wählern die Gemeinden, zu deren Bearbeitung und Corrupirung man die Mittel zu finden hofft, und so bildet dann Ober- und Unterhaus, so hofft die Lloydpartei, den innigsten Verein, welcher allmählig alles Verlorene wieder erobern soll.

Man hat sich gewundert, wie der Lloyd, der mit so viel Schärfe und Scharffinn gegen die Bankfürsten auftrat, sich das Dementi zu geben vermochte, in der Verfassungsfrage so läppische, handgreiflich aristokratische Expectorationen in die Welt zu senden; am meisten wird sich wohl der bedeutend honorirte Verfasser jener trefflichen und gewiß vollen Bankartikel verwundert haben, er mag es bereuen, daß er sein Talent an schlechte Tendenzen vermiethete. Im Ganzen aber paßt das alles trefflich in den tief angelegten

Plan. Die Bank ist den Massen verhaßt, den Massen aber, welche Alles oberflächlich beurtheilen, ist es willkommen, daß man ihnen eine directe Zielscheibe ihres Unmuthes geboten hat, sie übersehen darüber, daß ihre Lage auch ohne jenen Gewinn der Bankactionäre und Bankdirectoren nicht um ein Haar besser wäre, daß vielleicht ohne die Bank längst Alles in chaotisches Wirrsal gerathen sein würde.

Auf diese Massen eben speculirte der Lloyd in seinen Bankartikeln, sie sollten ihm als Quartiermacher dienen bei den Massen, sollten ihn populär machen, damit man späteren Insinuationen willige Aufnahme bereite; um diesen Preis riß man den Finanzminister Kraus schonungslos herunter, gerade diesen Mann, den ich als den ehrlichsten bezeichne, und überdies trachtete man die bloßen Geldfürsten Oestreichs schlecht zu machen, damit die Ruralfürsten allein in Geltung blieben.

Seit die Verfassungsvorschläge des Lloyd ans Licht traten, fangen die Massen an Lunte zu riechen, im Grunde hat auch der Lloyd den Pferdefuß gar zu leichtfertig hervorblicken lassen. Daß er sein riesiges Format plötzlich in bescheidenes bürgerliches Kleinfolio geändert hat, wird seinen Bairskammerwünschen kaum besondern Eingang verschaffen, und höchsten Ortes sind die unbequemen privilegierten Landstände von Oestreich, Mähren und Böhmen, und die noch unbequemerem Magnaten in so frisch anrühiger Erinnerung, daß man sich hüten wird, auf die tabula rasa, welche man glücklich zu Stande gebracht hat, einen Bairspalast zu bauen. Warum auch, denkt man in höchster Region, ein Bollwerk sich bauen, da doch die Truppen aller Gattung auf der tabula rasa weit bequemer manövriren? während in jenem Bairspalast die Magnaten den matten Erblandsadel voraussichtlich absorbiren und ins Schlepptau nehmen würden, so daß das ganze Resultat der langen Mühen des vielen Hängens und Erschießens endlich auf die Translocirung des alten ungarischen Reichstags in die Residenzstadt Wien sich beschränken würde.

Man ist klug genug, den Völkern insofern gerecht zu werden, daß man hinfort Magnat und Volk ganz gleichmäßig unfrei der höchsten Vollkommenheit entgegenzuführen gedenkt, seine Bevorzugungen in Hofämtern, raschere Beförderung in der Reiterei u. s. w. ausgenommen. Man wird die sogenannten freien Gemeinden, die ohnehin, Dank der frühern Vormundschaft, arm sind wie die Kirchenmäuse, sich vollends verbluten lassen in ihrer durch hohe Planken eingeengten Freiheit des Selbstregierens, und im übrigen vertritt der Telegraphendrath die Landtage und den Reichstag ganz vortrefflich; was etwa abgeht, ersetzt Gendarmerie und Ausnahmezustand reichlich.

Wozu also Verfassungsänderung? Da wir keine Verfassung haben, ist nichts da, was zu ändern wäre. Das absolute Papier vom 4. März, es existirt nicht mehr, es ist der Geschichte verfallen. Der Lloyd postulirt keck genug die Unmöglichkeit der praktischen Ausführung dieses 4. März, und übersteht dabei, daß der Succus dieser Verfassung, ihr § 87 nämlich, fortgesetzt in vollster Praxis sei; nach § 87 hat der Landesfürst das Recht, wenn Reichstag oder Landtage nicht versammelt sind, alle Arten von Gesetzen provisorisch zu erlassen; von diesem Paragraphen nun wird fortan schwinghafter Gebrauch gemacht, er ist das Palladium Oestreichs, und die übrigen Paragraphen sind Formalballast, an dessen Lecture sich der Lloyd ergößen mag, aber so viel ist klar, daß eben § 87 die Kaiserwünsche des Lloyd eben so als lächerliche Prätenzion erschei-

nen läßt, als Revisionswünsche anderer Leute. § 87 ist die Verfassung, und das sei dem Lloyd genug, wie es uns vorläufig genug sein muß.

Nach Austritt Schmerling's hat man einen tüchtigen Beamten zum Justizminister ernannt, denn eben Beamte braucht man hinfort, welche nach § 87 vollkommen verfassungsmäßig Gesetze zu machen wissen, das sei dem Lloyd Beweises genug, daß seine schelmischen Wünsche zu Wasser werden, wie die unsern schon längst zu salzigen Thränen geworden sind. Doch wir weinen nicht mehr, wir ärgern uns nicht mehr.

von der Freyung.

Presse und Regierung in Croatien. Aus Agram. — Ihr Verlangen nach Berichten aus und über Croatien und mein Wunsch, daß unsere Verhältnisse in Deutschland besser als bisher gekannt werden möchten, veranlaßt mich, Ihnen regelmäßig Mittheilungen aus den südslavischen Provinzen Oesterreichs zu liefern. Gefallen Ihnen meine Schilderungen nicht, so muß ich Sie bitten, nicht mir allein die Schuld davon zuzuschreiben, sondern auch auf unsere unklaren und herzlich unbehaglichen Zustände Rücksicht zu nehmen, deren Schilderung, soll sie anders treu und wahr sein, sich auch am Papiere nicht besser ausnehmen kann als im Leben. Fürchten Sie indessen keine Jeremiaden. — Man gewöhnt sich nachgerade an Alles — warum denn nicht auch an die Misère?

Wir leben seit März 1848 fortwährend im Zustande der permanenten gemüthlichen Anarchie. Es gibt zwar auch bei uns Gesetze und Behörden in größter Anzahl, aber kein Recht und keine Regierung. Der Ban, welcher seit der Promulgation der Reichsverfassung ein bescheidener „Statthalter“ geworden sein müßte, steht sich noch heute als Dictator an. — Diese Würde, über deren Wirkungskreis und Aufhören hier Niemand etwas wissen will, ist ihm von dem famosen 1848er Landtage übertragen worden — und spielt fortwährend den Landesvater. Er weilte monatelang in Wien und ließ Croatien durch seinen Viceban regieren. Dies Regieren betraf, außer den gewöhnlichen Geschäften, hauptsächlich die Presse, und da Sie aus den Preßzuständen auf die übrigen schließen können, will ich Ihnen dieselben kurz charakterisiren.

Seit 1848 bestanden hier vier Tagesblätter, zwei in croatischer und zwei in deutscher Sprache geschrieben. Hinsichtlich ihrer politischen Farbe gehören zwei, die croatischen „Narodne Novine“ und die deutsche „Agramer Zeitung“ zu jener Sorte, die man am richtigsten Bedientenblättchen; die andern zwei „Jugoslavenske Novine“ und die „Südslavische Zeitung“ sind zahm-liberal, letztere manchmal einerseits an Radicalismus, andererseits an Russomanie anstreichend. Wie vereinbar diese beiden Elemente bei uns sind, werde ich Ihnen nächstens, wie ich hoffe genügend, auseinandersetzen.

Während nun beide erstere Blätter Alles, was der „ritterliche“ Ban thut, für übermenschliche staatsmännische Weisheit ansehen und trotz der mancherlei Conflict des Bans mit dem Ministerium in Wien auch nebenbei dem Ministerium um geringen Lohn dienen, wagten es die beiden liberalen Journale, ihren eigenen Weg zu gehen und den Ban für ein gewöhnliches Menschenkind anzusehen.

Dies verdroß Se. Excellenz den Dictator dermaßen, daß er sich von einem seiner „Banaräthe“, dem berühmtesten Domherrn Moyses, nunmehrigen Bischof von Neusohl, im Mai 1849 ein Preßgesetz machen ließ, welches an totaler Unkenntniß des Wesens

der Presse seines Gleichen nicht in China finden kann. Der Wunsch Sr. Excellenz, die Presse todtzuschlagen, ging trotz alledem nicht in Erfüllung. Ein gegen die „Jugoslavenske Novine,“ welche damals den Namen „Slavenski Jug“, der slawische Süden, trugen, eingeleiteter Proceß scheiterte eben an dem Unsinn des Preßgesetzes selbst und der ganz maßlosen Beschränktheit des Banal-Staatsanwaltes. Der Ban geruhte daher sein eigenes unbrauchbares Preßgesetz aufzuheben, wollte aber dagegen das österreichische nicht einführen lassen, sondern stellte die Presse — unter die politische oder besser polizeiliche Gewalt des Banalrathes. Der „Slavenski Jug“ wurde ganz einfach verboten und erstand nach einigen Wochen unter dem Namen „Jugoslavenske Novine.“ Vergebens flehten die liberalen Blätter um die Einführung des österreichischen Preßgesetzes; es war besser, sie unter polizeilicher Aufsicht zu lassen und beinahe wegen jedes Artikels, in dem von irgend einem Generale oder der Dynastie Jellachich's nicht mit gehöriger Ehrerbietung gesprochen wurde, „verwarnen,“ d. h. mit Suspension bedrohen zu lassen. Dieses kümmerliche Dasein fristet nun die Presse seit beinahe zwei Jahren — ohne Recht und Gesetz und der schrankenlosen Willkür geistig beschränkter Beamten hingegeben.

Die in ihrer Politik sehr unglücklichen „Jugoslavenske Novine“ schrieben eines Tages gegen die *bête noire* des hiesigen Publicums — gegen den Stempel. — Sr. Excellenz der Ban nahm dies wieder höchst ungnädig auf und dictirte gegen die Zeitung in loyalern Zorn einen Proceß. Aber wie einen Proceß ohne Preßgesetz und Preßgericht führen? — Es ging nicht, es war unmöglich, selbst der Wunsch Sr. Excellenz scheiterte, welcher indeß diese Gelegenheit benützte, die Redactionen neuerdings auf's Ernstlichste zu verwarnen, ihnen befehlend, daß sie „1) nichts gegen die Regierung, „2) nichts gegen irgend welche Behörde, „3) nichts gegen einzelne Personen zu schreiben wagen sollten.“ Zum größten Erstaunen des Publicums wurden die „Jugoslavenske Novine“ auf einmal deutscher als die Wiener Blätter, und verlangten — unglaublich, aber wahr — Oesterreichs Intervention in Bosnien! Diese Befehring war aber ihr Fall. — Tags darauf wurde sie *brevi manu* verboten.

Die „Südslawische Zeitung“ existirt sonderbarerweise trotz mancher frommen Wünsche der Banomanen — einer neuen Species junger Altconservativen — und trotz mancher wohlgemeinten Verwarnung noch immer — man kann indessen nicht wissen, ob ihr Urtheil nicht in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, auch schon gesprochen ist. Das Publicum wundert sich nur, daß dies nicht schon geschehen ist.

Ganz Croatien liegt zu den Füßen Sr. Excellenz des Bans — er gebietet, weil es Gott so will und weil das Ministerium es duldet!

Unlängst war hier eine croatische Broschüre erschienen, in welcher sich ein *cidevant* illyrischer Poet, der nur drei verschiedene Dienste vom Ministerium ansuchte, in altconservativ-oppositionellem Dilettantismus übte — ein sehr ungefährlicher und unschuldiger Versuch, der gewiß keine andere Folge gehabt hätte, als die, seinen Verfasser lächerlich zu machen. Und diese Broschüre ist nun confiscirt worden — der Kreispräsident oder wie man die Sache hier nennt „Obergespan“ fand in seiner Weisheit den Unsinn für gefährlich und ließ sie durch den Stadthauptmann mit Beschlag belegen.

Diese Proben werden genügen, zu zeigen, wie in Croatien im Jahre des Heiles 1851 regiert wird. Die „Gutgesinnten“ sind die größten Feinde Oesterreichs — man lasse sie nur nach Belieben wirthschaften, und das „Uebrige“ kommt dann von selbst.

Eine neue Sinfonie von Nils Gade (Nr. 4, B Dur) hat einen Theil der Befürchtungen widerlegt, welche bei einer Charakterisirung des Componisten in diesen Blättern ausgesprochen wurden. Sie ist ihrem Umfange nach unter seinen gleichen Werken die kleinste, aber sie klingt frisch und fröhlich, fast in gleichem Charakter wie die Beethoven'sche B Dur. Ihre Motive sind durchaus deutsch, mit Ausnahme des Scherzo, welches sich ein wenig dem Nordischen zuneigt, und darum war es auch möglich, dem Ganzen eine ächt deutsche Behandlungsweise zu Theil werden zu lassen. Besonders lobenswerth erscheint, daß wir hier wirklichen, ganz ausgesprochenen Motiven begegnen, nicht den kleinen Sägchen, wie sie in den frühern Sinfonien so oft erschienen und von dem Componisten unter allerlei Verwandlungen zu Tode gehezt wurden. Die Instrumentation ist, wie bei Gade vorauszusetzen, vortrefflich, voll der mannichfaltigsten und doch ausgesuchtesten Effecte. Die Sinfonie erfreute sich lebhafter Theilnahme im Gewandhause und es ist ihr weite Verbreitung zu wünschen. Sie ist nicht schwer auszuführen.

Die Nibelungen in England. Das Gedicht ist durch eine soeben erschienene Uebersetzung von Will. Lottsom (The Fall of the Nibelungers; otherwise the Book of Kriemhild), die sich an eine unkritische Ausgabe hält, aber nach den in Blackwood mitgetheilten Proben den Geist des Originals ziemlich getreu wiederzugeben scheint, im Begriff, in England populär zu werden. Es ist die erste vollständige. Eine andere Uebersetzung von Birch (Berlin 1848), welche der Lachmann'schen Ausgabe folgt, wird von dem Kritiker in Blackwood schlecht gemacht, der diese Gelegenheit, wie es bei den Engländern gewöhnlich zu geschehen pflegt, nicht vorübergehen läßt, ohne auf die seit Wolf bei den deutschen Philologen angeblich herrschende Manier, bestimmte Personen in Collectivbegriffe aufzulösen, loszuziehen. Er fertigt Lachmann's großartige Forschungen mit der Bemerkung ab: „Ein Engländer von gesundem Menschenverstand darf nur den Lottsom'schen Text lesen, um über die Mühe und Angst zu erstaunen, welche sich die deutschen Gelehrten machen, Unsin zu beweisen. Nihil est tam absurdum quod non scripserit aliquis Germanorum.“

Und doch ist gerade bei der Behandlung des Nibelungentextes durch Lachmann auch für ein oberflächliches Urtheil zu begreifen, daß das schönste unserer nationalen Heldengedichte nicht an einem Ort und von einem Verfasser erfunden sein kann, so groß sind die innern Widersprüche, so zahlreich die Wiederholungen, so verschieden Stil, Ton und Verknüpfung der einzelnen Abschnitte des Gedichts. — Es gehört viel englische Störrigkeit dazu, die Hauptsachen in der schlagenden Beweisführung des großen deutschen Kritikers nicht einzuräumen. Für die lateinische Philologie hat übrigens Lachmann — hier nebenbei bemerkt — durch seine Ausgabe des Lucrez in neuester Zeit wieder etwas Vortreffliches gethan. Die Ausgabe des römischen Dichters ist ein Werk der größten Gelehrsamkeit und Lachmann's Untersuchungen über die Handschriften des Autors sind eine Reihe so scharfsinniger (und richtiger) Combinationen, daß der Leser gut thut, das Buch von Zeit zu Zeit wegzulegen und sich leise zu schütteln, denn er ist in entschiedener Gefahr, vor Erstaunen starr zu werden.

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. C. Elbert.